

## Den Heckthalen.

Der schreckliche Krieg, welchen zwei mächtige Könige mit großer Erbitterung jahrelang gegen einander geführt hatten, war durch einen Friedensschluß „auf ewige Zeiten“ beendet, und die Soldaten, welche teilweise zum Krüppel geschossen waren, wurden in ihre Heimat entlassen. Auch Eckard, der als lebenslustiger Bursche mit zwei gesunden Armen in den Krieg gezogen war, kehrte jetzt nach Hause mit nur einem Arm zurück und zerbrach sich schon unterwegs den Kopf darüber, wie er später sein tägliches Brot erwerben solle. Sein erlerntes Handwerk, die Korbsflechtere, konnte er mit einem Arme unmöglich weiterbetreiben, und als Knecht oder Tagelöhner nahm den Krüppel gewiß niemand in Dienst. Das einzige Mittel, um seinen Unterhalt zu gewinnen, war nach seiner Ansicht die Anlegung eines kleinen Kramladens, zu dessen Verwaltung er sich trotz seiner mangelhaften Rechenkunst wohl befähigt hielt. Allein dazu gehörte Geld und abermals Geld, und das gerade fehlte ihm. Sein ganzes Vermögen bestand in drei Kreuzern, welche kaum noch für ein kärgliches Mittagmahl ausreichten. Wenn er am Abend sein Heimdorf erreichte, besaß er nichts mehr, und wenn ihm der Wirt nicht aus Mitleid ein unentgeltliches Nachtlager bewilligte, so konnte er seine Schlafstätte im Walde oder hinter irgend einer Hecke aufschlagen.

Mit diesen trüben Gedanken beschäftigt, setzte Eckard seinen Weg auf der Landstraße fort, ohne seine Umgebung oder die ihm begegnenden Wanderer weiter zu beachten. Doch plötzlich fuhr er erschrocken zusammen, als er eine fremde Stimme aus dem nahen Walde vernahm, welche spottend ihm zurief: „Heda,

Eckard, machst du Kalender, daß du vorübergehst, ohne den Leuten nur einmal einen „Guten Morgen“ zu wünschen? Komm, setze dich zu mir; ich verzehre gerade mein Frühstück, und wenn du daran teilnehmen willst, so ist es dir gern vergönnt!“

Als Eckard sich nach dem Rufer umsah, erblickte er unter einer Eiche einen ihm gänzlich unbekanntem Zwerg, der durch sein häßliches und durch ein höhnisches Lächeln verzerrtes Gesicht einen wahrhaft abschreckenden Eindruck machte. Unter andern Umständen würde er den kleinen Kobold, wie er ihn in Gedanken nannte, ganz unbeachtet gelassen haben und seine Straße weitergezogen sein; aber hier stand ein nicht zu verachtendes Frühstück in Aussicht, das im Notfall die Mittagsmahlzeit entbehrlich machen konnte. Eckard rief deshalb einen Gruß zurück und wandte sich sofort dem Walde zu, um der Einladung des Zwerges zu folgen. Dieser hatte auf den Rasen vor sich ein weißes Tüchlein ausgebreitet, auf dem Brot, Schinken und Wurst in solcher Menge lagen, daß sich daran wohl zehn Menschen hätten sättigen können.

„Nun, setze dich zu mir,“ begann der Zwerg die Unterhaltung, „und greife tapfer zu; denn mit leerem Magen läßt sich schlecht erzählen. Ich weiß das an mir selbst, und deshalb darfst du mich um nichts fragen, bis ich fällig gesättigt bin.“

Eckard ließ sich nicht zweimal nötigen und that dem dargebotenen Frühstück alle Ehre an. Erst als der letzte Speisereft von dem Tüchlein verschwunden war, klappte er sein Taschmesser zu, strich sich mit Wohlbehagen über den Bauch und fragte mit lächelnder Miene, wem er das Frühstück zu verdanken habe.

„Wie du siehst,“ erwiderte der Kleine, „einem der stets mildthätigen Zwerge, der dich schon seit deiner frühesten Kindheit kennt, den du aber heute wohl zum erstenmale zu Gesichte bekommen hast. Ich habe nämlich schon weit über hundert Jahre in unmittelbarer Nähe deines Heimatdorfes gewohnt und bin erst seit einigen Tagen von dort fortgezogen, weil die Dorf-

bewohner einen Eichbaum, der meine verborgene Wohnung beschattete, gefällt hatten. Einstweilen wohne ich nun hier im Walde und gedenke auch so lange hier zu bleiben, bis mich die rauhe Jahreszeit zwingt, wieder eine geschützte und warme Wohnung aufzusuchen. Mehr weiß ich von mir nicht zu sagen, und ich könnte höchstens noch hinzufügen, daß ich gut esse und trinke, nach Gefallen lustwandle und die übrige Zeit verschlafe. Doch nun teile auch du mir mit, wie es dir seit deiner Abwesenheit vom Dorfe ergangen ist, und wie du deine Lebensweise für die Zukunft einzurichten gedenkst."

"Wie es mir ergangen ist," erwiderte Eckard mit höhnischem Lachen, "siehst du wohl selbst. Man hat mir in der Schlacht den linken Arm abgehauen, den Stumpf wieder geheilt und mich nach abgeschlossenem Frieden mit zwanzig Kreuzer Zehrgeld nach Hause geschickt. Von diesen zwanzig Kreuzern sind mir noch drei übrig geblieben, und wie ich diese verwenden werde, weiß ich augenblicklich selbst noch nicht. Wenn ich unterwegs Durst empfinden sollte, so sackt sie wahrscheinlich irgend ein Schenkwirt an der Landstraße ein, und wenn das nicht ist, so bezahle ich morgen früh damit mein letztes Nachtlager im Wirtshause. Finde ich dann morgen keine Arbeit im Dorfe, so bleibt mir nichts weiter übrig, als das Land als Bettler zu durchziehen."

"Pfiu, Betteln wolltest du? Nein, Eckard, dann giebt es doch wohl noch andere Mittel und Wege, um nicht nur anständig, sondern sogar wie ein reicher Mann leben zu können. Sieh', ich habe hier zum Beispiel einen sogenannten Deckthaler, der die sonderbare Eigenschaft besitzt, daß er sich in jeder Nacht verdoppelt. Wenn du ihn am Abend in die Hosentasche steckst, so findest du am andern Morgen zwei Thaler vor. Läßest du diese in der nächsten Nacht in der Tasche, so sind es am andern Morgen vier geworden, und so geht die Verdoppelung immer weiter, bis die Tasche bis obenan gefüllt ist. Du hast sie nur immer rechtzeitig zu leeren und wirst dann bald nicht Kisten und

Kasten genug haben, um deine Schätze aufzubewahren. Dabei brauchst du gar keine Furcht zu haben, daß du den Hecthaler einmal mit anderen verausgaben könntest; denn selbst wenn dieses hin und wieder geschehen sollte, so wird er stets in deine Tasche zurückspringen. Nur wenn dich jemand darum bittet, daß du ihm den Hecthaler zum Geschenk machen möchtest, und du diesem Wunsche freudig entsprichst, wird das wunderbare Geldstück für dich für immer verloren sein, und alle angesammelten Schätze werden mit ihm verschwinden."

"Ei," rief Eckard lachend aus, "wer würde wohl so thöricht sein, sich eines so wertvollen Besitztums freiwillig zu entäußern!"

"Einen solchen Thoren," entgegnete der Zwerg, "siehst du in mir; denn wenn du es wünschest, so schenke ich dir den Thaler und knüpfe daran nur die einzige Bedingung, daß du nie in deinem Leben auch nur einen Finger zur Arbeit rührst."

"Nun," unterbrach ihn Eckard, "die Bedingung ist leicht zu erfüllen, und wenn es dir wirklich mit dem Geschenke ernst ist, dann gieb den Thaler her; er soll bei mir gut aufgehoben sein."

Der Zwerg warf seinem Gaste das blanke Geldstück in den Schoß und sprang, als ob er die Zurückgabe des Geschenkes befürchtet hätte, empor und eilte, so schnell ihn seine kleinen Beine tragen wollten, in den Wald. Dabei sang er mit klarer und heller Stimme:

Geisa, juchhei,  
Zwerg Niesel ist frei!  
Die Art darf er führen,  
Die Hände jetzt rühren  
Zur Arbeit, zum Schaffen  
Zu jeglichem Thun;  
Braucht nicht mehr zu ruh'n,  
Geisa, juchhei,  
Zwerg Niesel ist frei!

Das ist ein sonderbarer Raub, dachte Eckard bei sich; denn wie es scheint, freut er sich sogar darüber, daß er sein Geld losgeworden ist, und jetzt wieder um das tägliche Brot arbeiten muß. Nun, jeder nach seinem Geschmac; ich werde wenigstens den prächtigen Hecthaler niemals verschenken, und wenn ich stets blanke Thaler genug in der Tasche habe, so kann ich die Arbeit recht gut entbehren. Zunächst schlage ich meine Wohnung im besten Gasthof des Dorfes auf, lasse mir das Frühstück jeden Morgen vor's Bett bringen, schlafe bis Mittag, speise dann gut und trinke die feinsten Weine. Am Nachmittage spreche ich bei diesem oder jenem alten Bekannten vor und verplaudere die Zeit oder lustwandle bei gutem Wetter durch Feld und Wald. — Lustwandeln? — Nein, das ermüdet zu sehr und würde von dem Zwerge vielleicht gar für Arbeit angesehen werden. Bis meine Schätze soweit angewachsen sind, daß ich mir Kutsche und Pferde anschaffen kann, muß ich deshalb auf Feld und Wald verzichten und vorläufig mit anderen Vergnügungen vorlieb nehmen. Hoffentlich wird sich schon jeden Tag etwas Neues finden, und wenn es in meinem Heimatdorfe an Abwechslung fehlen sollte, so ziehe ich ohne weiteres in die Stadt.

Mit solchen Gedanken beschäftigt, setzte Eckard seine Reise munter weiter fort und freute sich schon im voraus über die verwunderten Gesichter, welche seine früheren Schulkameraden machen würden, wenn sie ihn, den abgedankten Soldaten und einarmigen Krüppel, im ersten Gasthof hinter Braten und Wein sitzen sähen.

Als er etwa noch eine Stunde vom Dorfe entfernt war, traf er einen alten Mann an, der sich auf einem Meilensteine niedergelassen und ein schweres Bündel Reisig neben sich niedergelegt hatte. Er erkannte in ihm einen früheren Nachbar seiner verstorbenen Eltern, und die Freude des Wiedersehens war auf beiden Seiten eine ungeheuchelte. Eckard erzählte von seinen Kriegserlebnissen, und der alte Mann wußte von jeder Familie im Dorfe etwas Neues mitzuteilen. In der einen hatte der

Klapperstorch einen Knaben oder ein Mädchen oder wohl gar Zwillinge gebracht, in der andern hatte sich ein Sohn oder eine Tochter verheiratet, und in gar vielen hatte der Tod ohne Unterschied zwischen jung und alt aufgeräumt.

Doch endlich waren die Neuigkeiten so ziemlich erschöpft, und beide schickten sich an, den Weg weiter fortzusetzen. Der alte Mann bat seinen Gefährten, ihm beim Aufhocken des Reisigbündels behülflich sein zu wollen, und Eckard wollte schon die Hand dazu anlegen, als ihm plötzlich die Bedingung des Zwerges wieder einfiel, nach welcher er keinen Finger zur Arbeit rühren durfte. Er ließ deshalb den Arm wieder sinken und gab im barschen Tone zur Antwort: „Von Eurem Knechte mögt Ihr solche Dienstleistungen verlangen; aber ein Soldat, der im Dienste eines mächtigen Königs gestanden hat, giebt sich zu solchen Arbeiten nicht her.“ Damit wandte er den Rücken und suchte so schnell als möglich aus der Nähe des Alten zu entkommen, der ihn einen faulen Burschen und hochnasigen Gimpel nannte. —

Dem armen, oder besser gesagt, dem reichen Eckard war der Vorfall höchst unangenehm, und er hätte gern wer weiß wie viel darum gegeben, wenn er ihn hätte ungeschehen machen können; aber er suchte sich selbst damit zu entschuldigen, daß der Besitz oder Verlust des Hecthalers auf dem Spiele gestanden habe, und redete sich ein, daß die Verachtung des Alten gegen die zu erwartenden Schätze gar nicht in Anschlag gebracht werden könne.

Doch das Schicksal geht mit dem Menschen oft wunderlich um und treibt ihn aus einer Verlegenheit in die andere, bis es ihn endlich in einer Sackgasse hat, aus der kein Entkommen mehr möglich erscheint. So oder doch ähnlich sollte es auch unserm Eckard ergehen; denn kaum war er eine Viertelstunde weiter gewandert, so traf er einen alten Schulkameraden an, der sich mit seinem Fuhrwerke festgefahren hatte und sich vergeblich bemühte, das in die schlechte Straße eingesunkene rechte Hinterrad

wieder zu heben. Die Freude des Wiedersehens war groß, und der Fuhrmann nannte seinen alten Kameraden einen ihm vom Himmel gesandten Engel, der seiner Verlegenheit ganz unerwartet ein schnelles Ende bereiten werde. „Ich will,“ sagte er, „mit der Winde das eingesunkene Rad wieder heben, und du, lieber Eckard, brauchst nur mit der Peitsche die Pferde anzutreiben, und mein Fuhrwerk ist wieder flott.“

Eckard war bei dieser Anrede wie versteinert und blickte bald auf den alten Freund, bald auf die Peitsche, die ihm dieser darreichen wollte; als er aber in der Ferne den Alten mit seinem Reisigbündel herannahen sah, verlor er gänzlich die Besonnenheit und gab kurzweg zur Antwort: „Ich habe selbst dem Könige nicht als Troßknecht gedient und sollte solchen Dienst jetzt bei einem Fuhrmann übernehmen? Das wäre mir eine schöne Arbeit für einen alten Soldaten, der wohl gelernt hat, mit dem Säbel, aber nicht mit der Peitsche dreinzuschlagen. Wenn du deine Pferde angetrieben haben willst, so thue das selbst oder suche dir einen Knecht, der solche niedrige Arbeit gelernt hat.“

Der alte Mann mit dem Reisigbündel hatte den faulen Eckard wegen seiner Ungefälligkeit nur gescholten und ihn sonst unbehelligt seine Straße weiter ziehen lassen; der junge Fuhrmann dagegen ließ es bei bloßen Scheltworten nicht bewenden, sondern schrieb seinem ehemaligen Freunde die Empfangsbezeichnung über die Aufkündigung der Freundschaft mit dem Peitschenstiele auf den Rücken. Eckard rieb sich den Buckel und suchte so schnell als möglich aus der gefährlichen Nähe seines alten Schulkameraden zu entkommen.

Solche bösen Erfahrungen hätten wohl manchem andern die Freude über den Besitz des Hecthalers verleiden können; aber Eckard tröstete sich mit dem Gedanken, daß er schon nach Verlauf weniger Tage als großer Herr aufzutreten vermöge, und daß ihm dann die Achtung oder Mißachtung der Dorfbewohner sehr gleichgültig sein könne. Ob er damit recht hatte, wird die Folge lehren.

Der Hecthaler that seine Schuldigkeit, und die nächsten Tage verliefen so ziemlich in der Weise, wie Eckard es sich vorher ausgemalt hatte. Er verzehrte sein Frühstück im Bett, schlief bis Mittag und saß dann hinter Braten und Wein. Nur beim Besuche der Nachbarn schien ihn ein eigenes Mißgeschick zu verfolgen; denn kaum hatte er ein Haus betreten und ein Gespräch mit den Bewohnern angeknüpft, so hieß es entweder: „Ach, Eckard, sei so freundlich und hilf mir den Kessel vom Feuer heben,“ oder: „Eckard, willst du mir wohl das Garn zum Wickeln halten?“ Kurz: überall nahm man sofort seine Hilfeleistungen in Anspruch und war nicht wenig erstaunt darüber, daß er dieselben stets verweigerte. Er war zwar durch Schaden klug geworden und wies die an ihn gerichteten Bitten nicht mehr mit groben und barschen Worten zurück; aber die von ihm vorgebrachten Entschuldigungen waren stets so lächerlich und einfältig, daß er bald im ganzen Dorfe als der größte Faulenzer und Tagedieb verschrieen war. Die Folgen eines solchen bösen Rufes konnten nicht ausbleiben, und wenn Eckard irgend einen der Dorfbewohner besuchen wollte, um mit ihm ein Stündchen zu verplaudern, so kam ihm gewöhnlich schon in der Hausthür der Knecht oder die Magd mit den Worten entgegen: „Der Bauer oder die Bäuerin sind nicht zu sprechen, sie sind beide zu sehr beschäftigt.“ — Im Wirtshause ließen ihn die Dorfbewohner stets allein am Tische sitzen, und seine Einladungen, mit ihm eine Flasche Wein zu trinken, wurden höhnisch zurückgewiesen. Selbst die Kinder auf der Straße wichen ihm scheu aus und riefen ihm nicht selten, wenn sie weit genug von ihm entfernt zu sein glaubten, die Schimpfworte Faulenzer, Tagedieb nach. Der einzige, welcher noch freundlich mit ihm verkehrte, war der Wirt, bei dem er seine Wohnung genommen hatte, und dem er manchen harten Thaler zu verdienen gab; aber auch dessen Freundlichkeit hörte endlich auf, als er die Wahrnehmung machen mußte, daß die übrigen Dorfbewohner, um mit dem Faulenzer nicht mehr zusammen zu treffen, seine Wirt-



schaft mieden. So geschah denn schließlich das Unerwartete, daß Eckard eines Tages die Mitteilung empfing, daß er die bisher innegehabte Wohnung räumen und sich baldigst nach einer andern umsehen müsse.

Ein solches Ende der erträumten Freuden hatte Eckard nicht erwartet, und die an den Besitz des Hecthalers geknüpfte Bedingung des Zwerges begann ihm recht lästig zu erscheinen. Vorläufig tröstete er sich jedoch mit dem Gedanken, daß die Städter einen reichen Mann besser zu schätzen wissen würden, als die ungebildeten Bauern, und daß man ihn, selbst in der Hauptstadt mit offenen Armen empfangen werde. Es kam seiner Meinung nach nur darauf an, gleich von vornherein als reicher Mann aufzutreten und durch Glanz und Freigebigkeit aller Augen zu blenden. An den dazu nötigen Mitteln fehlte es nicht, und es wurden deshalb Reit- und Wagenpferde und eine Kutsche angeschafft, wie sie prächtiger wohl noch nie ein Graf besessen hatte.

Eckard sollte sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht sehen; denn als er seinen Einzug in die Stadt hielt, zog man auf allen Seiten den Hut vor ihm, und der Wirt, bei dem er seine Wohnung zu nehmen beabsichtigte, verbeugte sich vor ihm so tief und so oft, daß er die Umstehenden damit sogar zum Lachen reizte. Nach der Mißachtung, welche Eckard in der letzten Zeit in dem Dorfe erfahren hatte, gefiel ihm ein solcher Empfang ganz besonders wohl, und er freute sich jetzt, daß die „ungebildeten Bauern“ ihn zur Uebersiedelung nach der Stadt genötigt hatten.

Die nächsten Tage verliefen auch unter lauter Lust und Freude; Schauspiele und Bälle, Musik- und Gesangvorträge wurden besucht, und nirgends mutete ihm jemand auch nur die geringste Dienstleistung zu. Jeder bückte sich vor ihm, und jeder wünschte den reichen Eckard zum Freunde zu haben.

Und doch sollte ihm auch in der Stadt die Bedingung des Zwerges schließlich zum Fallstrick werden und ihn bei den Städtern noch in größere Mißachtung bringen, als dieses früher bei den Dorfbewohnern der Fall gewesen war.

Ekard begleitete nämlich eines Tages einen in der ganzen Stadt hochgeachteten alten Herrn nach Hause, wobei es das Mißgeschick wollte, daß dieser über einen Stein strauchelte und so unglücklich zu Boden fiel, daß er aus einer Kopfwunde blutete und sich nicht wieder allein zu erheben vermochte. Jammern und wehklagend bat er seinen Begleiter um Hilfe und suchte dessen Hand zu ergreifen, um sich an dieser wieder emporzurichten; doch Ekard wich schein zurück und suchte sein auffallendes Benehmen nicht einmal in irgend einer Weise zu entschuldigen. Er sah gleichgültig zu, wie verschiedene Vorübergehende dem Verunglückten hilfreich beisprangen, und kehrte, als wenn ihn die Sache gar nichts anginge, in seine Wohnung zurück.

Die Nachricht von dem Unglücksfalle hatte sich schnell in der Stadt verbreitet, und Ekards Verhalten bei demselben wurde in so grellen Farben ausgemalt, daß jeder mit Abscheu von ihm zurückwich. Die Verachtung, welche ihm von allen Seiten zu teil wurde, stieg mit jedem Tage, so daß er sich schließlich genötigt sah, die Stadt zu verlassen.

Es würde zu weit führen, wenn wir den reichen, aber geplagten Ekard auf seinen Irrfahrten weiter begleiten wollten und es möge deshalb die Mitteilung genügen, daß ihn in allen Städten, in denen er seinen Wohnsitz nahm, das gleiche Geschick ereifte, so daß er bald im ganzen Lande als fauler, ungeschickter und ungebildeter Mensch verschrieen war. Es kam schließlich mit ihm so weit, daß er sich mitten im Walde ein Haus erbauen mußte, nur, um mit keinem Menschen mehr, außer mit seinem Diener, in Berührung zu kommen. Zu spät sah er ein, welche Folgen die Erfüllung der Bedingung des Zwerges für ihn gehabt hatte, und gern hätte er den Besitz des Heekthalers aufgegeben; allein er hatte das Arbeiten verlernt und war inmittelst auch zum arbeitsunfähigen Greise geworden. Er starb einsam und verlassen und soll, wie erzählt wird, den Heekthaler mit ins Grab genommen haben.

